

Bischof noch selbstverantwortlich zu handeln wagen könne. Die Lage hat sich dort seither ein klein wenig gewandelt, es bestehen Hoffnungsschimmer, obschon noch immer kein befriedigendes Seminar wiedereröffnet ist und deshalb manche Kandidaten entweder in Klöster oder nach Ecône gehen. – Was meine Diagnose über die Schweizer Situation angeht, so hat sie mir unter anderem die volle und „dankbare“ Zustimmung einer führenden Persönlichkeit einer Schweizer Diözese eingetragen, die meine Beispielsammlung durch eine weitere, viel weniger milde ergänzte (so hat er auf seiner Synode den heiligen Paulus ein Großmaul nennen hören, ohne daß jemand aus der Leitung Protest erhoben hätte ...) Was die Luzerner theologische Fakultät angeht, so würde man ihr, die so viele kluge Köpfe vereinigt, eine ganz andere geistige Ausstrahlung wünschen: Erschließung der zentralen katholischen Lebensquellen für Klerus, Gebildete und Volk, statt dubioser Kampagnen für Priestertum der Frau, Herabnivellierung der heiligen Messe auf eine bloße „Mahlgemeinschaft“ und dergleichen. Und natürlich kann auch ich mir verheiratete Priester „vorstellen“ (der Bischof von Basel sagte dies von sich in der Pfingstnummer des Basler Pfarrblatts, nachdem Küng zuvor im Leitartikel die energische Forderung nach solchen erhoben hatte), bloß muß ich mir dann gleich auch die Folgen vorstellen, nicht unähnlich wie J. B. Metz in seinem aufregenden Büchlein „Zeit der Orden?“ sie gezeichnet hat: eine Art verspießerte „Low Church“, während – nach wie vor! – die Aufgabe, Salz der Erde zu sein, den nach den Räten des Evangeliums Lebenden zufiele. Ich darf hier beifügen, daß mir immer schon die mittelalterliche Abspaltung eines „Welt“-Klerus von den nach den Räten Lebenden (dem damals so genannten „apostolischen Leben“) als eine der dunkelsten Stunden der Kirchengeschichte erschien.

Wo liegen die Ansätze zur Überwindung der Flaute? Im Anschluß an den positiven Teil meines St. Galler Vortrags nenne ich einige Punkte, unter Umgehung anderer, die für jedermann evident sind, wie die Bildung von Basisgruppen in und über den Gemeinden, die sich aber nicht isolieren dürfen, sondern echten Sauerteig in der Großkirche bilden müssen.

Ein erstes scheint mir zu sein, daß angesichts vieler Mißbräuche durch Kleriker und Laientheologen das katholische Volk den Mut nicht verliert, sich vielmehr daran erinnert, daß es nach Kardinal Newman ein prophetisches Amt (prophetical office) zu versehen hat, worauf das bischöfliche Amt hören muß. Lautstarker Protest, Vorsprache beim Kirchenamt, Sammlung von Unterschriften und dergleichen ist christlich weit sinnvoller als achselzuckendes Wegbleiben. Solcher Protest setzt freilich voraus, daß das katholische Volk seinen angestammten Sinn für das wahrhaft Katholische wahrt und pflegt und nicht jeder traditionalistischen oder progressiven Werbetrommel (etwa für die allerneuesten Marienerscheinungen oder Teufelsgeschichten) nachläuft. Es soll auch Predigten und Katechesen mit kritischem Ohr anhören. Newman weist auf die Zeit der großen arianischen Krise, da die Orthodoxie in der Hauptsache vom Volk durchgerettet wurde.

„Bildmeditationen“, wie sie heute oft angeboten werden, mögen erste Dienste leisten, aber wir sollten bald über diesen Kindergarten hinauswachsen und lernen, uns dem Original laut des Wortes Gottes zu stellen: „Rede, Herr, dein Diener hört“. Kleriker müßten während ihrer Ausbildungszeit (die viel Sammlung, Einkehr, Schweigen verlangt) die christliche Kontemplation erlernen, um sie nachher der Gemeinde vermitteln zu können – sonst macht der Yogi das Geschäft.

Wer christlich betrachtet, der findet sich – das ist das dritte – persönlich als Sünder vor der erbarmenden Gnade Gottes in Christus. Er will und muß seine Schuld bekennen. Das Neue Testament ist voll von persönlichen Beichtszenen, während die kollektive Bußandacht und Absolution typisch alttesta-

mentlich ist. Die (praktische) Abschaffung der persönlichen Beichte, ja des Bedürfnisses danach, gehört zum Erschreckendsten in der heutigen Kirchenlage, gerade der schweizerischen. Ist es doch rein psychologisch und juristisch unsinnig, jemand von schwerer Schuld loszusprechen, bevor er sie bekannt hat, und ihn nachträglich zu einem Bekenntnis zu verpflichten. Dann lieber gleich ganze Sache machen, wie jener Laientheologe, der ein Mädchen, das dringend vor der Kommunion zu beichten wünschte, mit „Unsinn!“ zum Empfang der Hostie vorschickte. Gewiß gab es früher im Beichtstuhl viel Leerlauf, aber ich erschrecke oft über einen ganz anderen Leerlauf, wenn ich die Massen zum Kommunionempfang vorströmen sehe: ob sie wohl alle das Wort Pauli bedacht haben: „Darum prüfe sich der Mensch, ... sonst ißt und trinkt er sich das Gericht hinein?“

Ein letztes. Kirche erneuert sich nicht durch Papier, sondern durch große religiöse Persönlichkeiten, von denen es nach Trient in der Kirche wimmelte. Es ist verwunderlich, daß eine solche wohl alles übrige in unserem Land überragende Gestalt, für deren Werksausgabe in USA ein eigener Verlag gegründet wird, während ein französischer besteht und italienische Übersetzungen erscheinen, von den eigenen Landsleuten kaum oder (vom Klerus) überhaupt nicht zur Kenntnis genommen wird, obschon fünfundvierzig große und kleine ihrer Werke, darunter ihre Selbstbiographie und ein Buch über sie, im Buchhandel sind? Adrienne von Speyrs ganz einmaliges Dasein und Werken beginnt die Augen der Welt auf die Schweiz zu lenken, in deren übersättigter Luft ein so urchristliches Phänomen möglich war. Es sind nicht zuletzt Protestanten, die sich im Werk dieser Konvertitin zutiefst wiedererkennen, ein Exempel dafür, wie wahre Ökumene sich ereignet: im Radikalnehmen des Evangeliums und nicht in den lauen Kompromissen, die leider allzu oft unsere sogenannte ökumenische Bewegung kennzeichnen. Bei Adrienne von Speyrs ließe sich lernen, in welchen Richtungen schweizerische Geisteserneuerung sich orientieren müßte.

ALTBISCHOF DR. JOHANNES POHLSCHNEIDER

Gottes Werk im Alltag der Menschen

Zum 50. Geburtstag des Opus Dei

Eines der erstaunlichsten Phänomene in der Entwicklung der katholischen Kirche in den letzten Jahrzehnten ist das „Opus Dei“. Diese apostolische Vereinigung „Werk Gottes“ feierte am 2. Oktober 1978 das 50jährige Jubiläum. Der internationalen katholischen Vereinigung gehören heute rund 70 000 Männer und Frauen, Verheiratete, ehelos lebende Laien und Priester aus 80 Ländern, aus allen Rassen, Altersstufen, Gesellschaftsschichten und Berufen an.

„Wir können nicht anders als mit väterlicher Genugtuung feststellen, was das Opus Dei für das Reich Gottes geleistet hat und leistet.“ Mit diesen Worten drückte Papst Paul VI. bereits vor Jahren seine dankbare Freude über die Arbeit des Opus Dei in der ganzen Welt aus. Er lobte das Bestreben des Opus Dei, das Gute in der Welt zu tun – die brennende Liebe zur Kirche und ihrem sichtbaren Oberhaupt.

Er hob hervor, mit welchem glühendem Eifer die Mitglieder des Opus Dei die steilen und schwierigen Wege des Apostolats in allen Bereichen des heutigen Lebens beschreiten.

Wenige Tage nach dem Heimgang des Gründers des Opus Dei Monsignore Escrivá de Balaguer, der am 26. Juni 1975 dreiundsiebzigjährig in seinem Arbeitszimmer in Rom gestorben war, erinnerte Kardinal Casariego von Guatemala

während der Priesterweihe von 54 Mitgliedern des Werkes daran, daß „zum erstenmal in der Geschichte der Kirche ein Priester im Verlauf seines Lebens rund tausend im Berufsleben stehende Fachleute und Wissenschaftler aus den fünf Kontinenten zur Priesterweihe geführt“ hat.

Zielsetzung des Werkes: Formung religiös geprägter Laien

Sicherlich ein mehr als staunenswerter historischer Vorgang in der Kirche, wenn man an die schweren Zeiten denkt, die die Kirche seit Jahren in den meisten Regionen und Institutionen erlebt. Noch erstaunlicher ist die Zahl jedoch, wenn man sich bewußt macht, daß das Opus Dei seinem Wesen nach eine eminent laikale Vereinigung ist, deren Hauptaufgabe es nicht ist, Priesterberufe zu wecken: Nur etwa 2% der Mitglieder geben den im Normalfall jahrelang ausgeübten Beruf auf, um den priesterlichen Dienst zu übernehmen. Vielmehr leben seine Mitglieder bewußt an dem Platz in Kirche und Gesellschaft, wo sie auch gelebt haben würden, wenn sie die Berufung zum Opus Dei nicht erfahren hätten. Zu Lebzeiten seines Gründers hat das Opus Dei aber auch diese tausend Priester hervorgebracht! So ist das Werk zugleich ein lebendiger Beweis dafür geworden, daß dort, wo es in der Kirche genügend Laien gibt, die in aller Konsequenz ihrer christlichen Berufung entsprechen, eine große Zahl von Priestern die Folge ist. „Priestermangel“ in der Kirche ist eigentlich nur das Zeichen für den Mangel an ausgeprägten christlichen Laien.

Dem theologischen und pastoralen Phänomen des Opus Dei würde man immer verständnislos gegenüberstehen, wenn man diesen laikalen Charakter der Vereinigung nicht begriffe, sondern es als eine moderne Fortentwicklung des – übrigens vom Gründer des Werkes für unbedingt notwendig erachteten und sehr hoch geschätzten – Ordensstandes einzuordnen versuchte. Das Opus Dei beruht auf der in letzter Konsequenz verwirklichten Grundüberzeugung, daß Gott ganz „normale“ getaufte Alltagschristen da und gerade da, wohin Er sie mitten in der Welt gestellt hat, zur Fülle christlichen Lebens beruft, wie das II. Vatikanische Konzil viele Jahre später feierlich erklärt hat. „Als durchschnittlicher Mensch Jesus Christus zu folgen“, schreibt die evangelische „Deutsche Zeitung – Christ und Welt“ in einem Nachruf auf den Gründer des Opus Dei, „das nicht nur zu sollen oder zu dürfen, sondern auch wirklich zu können, darum geht es Escrivá. Das ist seine große Botschaft in unsere Zeit hinein. Du, ein Fließbandarbeiter, einer von der Müllabfuhr, ein Kranführer, du, ein Bauer, ein Matrose, ein Zoowärter, du, ein Arzt, ein Philosoph, ein Minister kannst ganz und gar bei Christus sein, und zwar indem du ganz und gar der bist und das tust, wozu du in deinen Verhältnissen berufen bist.“⁽¹⁾

Diese Einstellung zum Wert des Alltäglichen ist so grundlegend, daß sie den Namen der Vereinigung – Werk Gottes – zu erklären vermag: „Jede rechtschaffene menschliche Arbeit“, heißt es in einer Aussage des Gründers, „sei sie intellektueller oder manueller Natur, muß der Christ mit der größtmöglichen Vollkommenheit ausführen, das heißt mit menschlicher Vollkommenheit (fachlichem Können) und mit christlicher Vollkommenheit (aus Liebe zum Willen Gottes und zum Dienst an allen Menschen). Jede menschliche Arbeit, mag sie auch bescheiden und unbedeutend erscheinen, trägt in der Tat, wenn sie so verrichtet wird, dazu bei, die zeitlichen Belange christlich zu gestalten, ihre göttliche Dimension zu offenbaren; Gott verleiht ihr einen neuen Rang als Teilnahme am wunderbaren Werk der Schöpfung und der Erlösung. So wird die Arbeit auf die

Ebene der Gnade erhoben und geheiligt; sie wird Werk Gottes, operatio Dei, Opus Dei.“⁽²⁾

Ein Werk der Gnade Gottes

Im übrigen ist die staunenswerte, ja ans wunderbare grenzende Ausbreitung seines Werkes mit rein natürlichen Argumenten nicht zu erklären. Es ist ein Opus Dei, ein Werk der Gnade Gottes. Von mir aus möchte ich aufgrund meiner vielfältigen Begegnungen mit Monsignore Escrivá ein Wort von dem berühmten Kanzelredner Lacordaire wiederholen, das ich unmittelbar nach dem Tode von Escrivá in einem der Presse übergebenen Nachruf erwähnt habe: „Das größte Glück des Menschen hier auf Erden ist es, einmal im Leben einem wahren Mann nach dem Herzen Gottes, einem echten Priester begegnet zu sein.“ Escrivá war ein charismatischer Mensch, getragen und geführt vom Geiste Gottes.

Wenn man nun nach einem Vergleich sucht für Haltung und Leben der Mitglieder des Opus Dei, so wird man immer wieder ganz unwillkürlich an die ersten Christen erinnert. Der Gründer des Werkes zitierte gerne jenen herrlichen Text aus dem zweiten christlichen Jahrhundert: „Die Christen sind weder durch Heimat noch durch Sprache und Sitte von den übrigen Menschen verschieden. Sie bewohnen nirgendwo eigene Städte, bedienen sich keiner abweichenden Sprechweise und führen kein abgesondertes Leben. Sie fügen sich der Landessitte in Kleidung, Nahrung und in der sonstigen Lebensart, legen dabei aber zugleich einen so wunderbaren Wandel in ihrem alltäglichen Leben an den Tag, daß alle Menschen davon überrascht sind.“⁽³⁾

Auch die Mitglieder des Opus Dei sind gewöhnliche Menschen unter den anderen. Und wie die ersten Christen sind sie zutiefst durchdrungen von der Freude, Kinder Gottes zu sein, von der Sicherheit, daß sie als lebendige Glieder am Leibe Christi nie allein sind und gleichzeitig sozusagen als Hände Christi den beglückenden Auftrag haben, mitten in ihrem Alltag „Säule der Freude und des Friedens“ zu sein. Gott und Welt, Gebet und Beruf, Jesus Christus, Familie und Mitmensch sind keine abtrennbaren Einzelbezirke des Lebens, sondern sie verschmelzen in der Kraft aufrichtiger Liebe zu einer Lebenseinheit, die mit ihrer Ausstrahlung in der Lage ist, eine ganze Welt in Brand zu setzen. Damals wie heute geht es um Menschen, die gerade durch ihre Verantwortung mitten in der Welt, durch ihre Sorge um den Mitmenschen – nach einem Wort Escrivás – reif und mündig genug werden, um vor Gott nichts als Kinder zu sein.

Salz der Erde und Licht in unserer modernen Welt

Was „tut“ nun eigentlich das Opus Dei, und was tun seine Mitglieder? Es ist nicht leicht, diese Frage kurz und bündig zu beantworten; aber ebenso schwer fiel wohl auch eine Antwort auf die Frage nach den „Tätigkeiten“ der ersten Christen. Dafür ein Beispiel: Ein angesehener Tierarzt, Vater von fünf Kindern, schon seit vielen Jahren Mitglied des Opus Dei, trifft in seiner beruflichen Arbeit mit zunehmender Deutlichkeit auf ein Problem. Hunderte von 14–16jährigen Jungen strömen in seine hauptsächlich der Pferdezucht gewidmete nähere Heimat in der Hoffnung, eine Karriere als gefeierter Jockey machen zu können, was verständlicherweise nur einem ganz kleinen Teil der Jungen gelingt. Die übrigen verpassen mangels Ausbildung und persönlicher Orientierung fast alle den Absprung in ein geregeltes Berufsleben und geraten als Tagelöhner und Stallknecht an den Rand einer unzufriedenen, ja nicht selten asozialen Existenz. Zusammen mit ein paar Freunden

– einige Mitglieder des Werkes, andere nicht – baut nun der Tierarzt privat dort in der Nähe der Reitställe ein Wohnheim und zudem ein Bildungszentrum auf, wo einige Dutzend der Jungen wohnen und viele Hundert eine menschliche und christliche Bildung erhalten, die ihnen in Verbindung mit der entsprechenden persönlichen Orientierung ermöglicht, entweder ein guter Jockey zu werden oder aber rechtzeitig den Übergang in einen anderen Beruf zu vollziehen.

Es handelt sich in dem erwähnten Beispiel wie in unzähligen anderen um einen persönlich verantworteten Einsatz mündiger Bürger und Christen. Es ist dies ein Werk eines Mitgliedes des Opus Dei, aber nicht der Vereinigung.

Andererseits ist dem Opus Dei in aller Welt die Leitung von Bildungseinrichtungen anvertraut worden, die es als Tätigkeit der Vereinigung selbst führt und entwickelt. Diese korporativen Werke richten sich in ihrer Aufgabenstellung nach den Bedürfnissen der jeweiligen Zeit und den konkreten Bedürfnissen des entsprechenden Landes. Bekannt sind zum Beispiel das Kianda-College in Nairobi, die Universität von Navarra in Spanien und Piura in Peru. Desgleichen bestehen Arbeiterzentren, Abend- und Berufsschulen, so in Rom und Barcelona, Landwirtschaftsschulen wie „El Peñon“ in Mexiko, Haushaltsfachschulen, Studentenheime wie „Netherhall-House“ in London oder „Schweidt“ in Köln, Jugendclubs, usw.

Die berechnete Bewunderung für die Vielfalt solcher besonderen, vom Opus Dei geleiteten Initiativen sollte aber nicht den Blick dafür verstellen, daß das eigentlich Entscheidende für die Mitglieder des Werkes nicht darin besteht, etwas ganz Besonderes zu tun, sondern das ganz Alltägliche besonders gut zu tun. Die apostolische Strahlkraft, die von einer Hausfrau und Mutter in ihrer Umgebung, einem Studenten mitten im vielleicht atheistisch gefärbten Seminar der philosophischen Fakultät, von einer jungen Ärztin in der gynäkologischen Abteilung einer Universitätsklinik und einem Schlosserlehrling im Fließbandmilieu der Autofabrik ausgeht, wenn sie lebendig in Christus verwurzelt sind, das ist der eigentlich „wichtige“, unersetzliche Beitrag, den das Opus Dei für Kirche und Welt leistet.

Die tragenden inneren Kräfte für die „Aktivitäten“

Damit beantwortet sich auch die Frage nach den „Tätigkeiten“ des Werkes. Escrivá erklärt es so: „Die Haupttätigkeit des Opus Dei besteht darin, seinen Mitgliedern und allen Menschen, die es wünschen, die notwendigen geistlichen Mittel an die Hand zu geben, damit sie als gute Christen in der Welt leben können.“⁴⁾ Und was sind nun diese notwendigen Mittel? „... Keine anderen“, schreibt der Gründer bereits 1936 in seinem zum geistlichen Bestseller gewordenen Büchlein ‚Der Weg‘, „als die des Petrus und Paulus, Dominikus und Franziskus, Ignatius und Franz Xaver: Das Kreuz und das Evangelium. Scheint dir das zu wenig?“⁵⁾ Kreuz und Evangelium, Brot und Wort, Gebet und Sakrament: Das sind die Koordinaten, in denen sich das heiligmäßige Leben dieses großen Dieners Gottes abgespielt hat. Der – wie er von sich sagte – 1928 nichts anderes besaß als seine „sechszwanzig Jahre, Gottes Gnade und gute Laune“.⁶⁾ Nach seinem gelebten Beispiel läßt sich das alltägliche Leben nur verchristlichen, wenn es in eben diesem Alltag auch wirklich Raum für die persönliche Christusbegegnung, Zeit für das betrachtende Gebet gibt. Die heilige Messe ist „Zentrum und Wurzel“ des inneren Lebens; die Bitte „unser tägliches Brot gib uns heute“ ist der Ausdruck des Wunsches, mitten im Alltag, das heißt

möglichst tagtäglich, den eucharistischen Herrn als die Quelle der lebendigmachenden Gnade in sich aufnehmen zu dürfen. Dazu kommt der regelmäßige, ja häufige Empfang des Buß-Sakramentes, nicht als lästig empfundenes „muß-ich-denn“, sondern als froh machende Begegnung mit dem verzeihenden Christus, als liebende Umarmung des Herrn, und schließlich eine tief herzliche, unsentimentale Liebe zur Gottesmutter: Das sind die „Mittel“.

Eigentlich wieder einmal gar nichts Besonderes. Und doch etwas ganz Besonderes, wenn man erleben darf, mit welcher Freude und Natürlichkeit diese Frömmigkeit hineingewachsen ist in das Alltagsleben so vieler verschiedener Menschen, oder besser gesagt, wie ihr ganz alltägliches Arbeitsleben aus dieser konkreten Christusverbundenheit herauswächst.

Aber vielleicht gibt es außer diesem „Charisma der Normalität“ noch ein „Geheimnis“, das wiederum an die ersten Christen erinnert: Die Mitglieder des Opus Dei haben sich einfach von Herzen gern! Ich habe immer wieder, bei jeder meiner vielen Begegnungen mit so unterschiedlichen Menschen – verschieden nach Beruf, Lebensweise und sozialer Stellung – den beglückenden Eindruck gewonnen, daß man hier ohne jeden Beigeschmack von falscher Familiarität oder Enge sagen kann: „Seht, wie sie einander lieben!“

Hoffnung für die Zukunft

Nach dem Tode seines Gründers am 26. Juni 1975 hat für das Opus Dei „die Zeit der Treue und der Kontinuität“⁷⁾ begonnen. So sagte der neue Generalpräsident Dr. Alvaro del Portillo. Treue gegenüber dem Geist, den Gott dem Gründer des Werkes anvertraut hat. Das Opus Dei ist in seinen Strukturen festgefügt, so wie sein Gründer als kluger Jurist es konzipiert hat. Aber niemals können Strukturen allein den Bestand garantieren. Der Geist ist es, der lebendig macht. Wir haben das Vertrauen, daß der Geist des Gründers in seinem Werk niemals untergeht.⁸⁾ Die wunderbare Ausbreitung, die das Opus Dei gerade in den letzten drei Jahren auf der ganzen Welt erfahren hat, ist nur zu erklären aus dieser unbedingten Treue gegenüber dem gottgegebenen Gründungscharisma und andererseits aus der offensichtlichen Hilfe, die der Gründer jetzt von der Ewigkeit her durch seine Fürbitte dem Werk zuteil werden läßt. Die Zahl der Menschen auf allen Kontinenten, die sich in persönlichem Vertrauen und privater Verehrung mit ihren kleinen Anliegen und großen Sorgen an ihn wenden, ist jetzt schon unübersehbar geworden.

Auf dem Hintergrund der Kirchengeschichte betrachtet, hatte Monsignore Escrivá de Balaguer sicher recht, wenn er oft daran erinnerte, daß das Opus Dei sehr jung sei. Fünfzig Jahre sind für eine Vereinigung wie das Werk kaum ein Anfang. Aber gerade deshalb ist es um so erfreulicher zu sehen, wie viele Menschen bereits in Europa und Asien, Afrika, Australien und Amerika durch das Opus Dei dazu gefunden haben, fest verwurzelt in der Liebe zur Kirche und deren Oberhaupt, ihr ganzes Leben Christus zu widmen.

Es wird einer größeren historischen Perspektive bedürfen, um die tiefe Spur zu ermessen, die der Gründer des Opus Dei in der Geschichte der Kirche hinterlassen hat. Aber bereits jetzt kann man mit Sicherheit sagen: Eine theologische, pastorale und asketische Wirklichkeit, wie sie das Werk heute in der Weltkirche darstellt, ist nicht „machbar“; keine noch so kühne soziologische oder psychologische Konstruktion reichte aus, um seine Existenz und Ausdehnung zu erklären.

Das Opus Dei ist wirklich Werk Gottes, ein handgreiflicher Beweis für das Wirken Gottes in seiner Welt, den er uns glaubensschwachen Menschen geschenkt hat, und so zugleich, wie Papst Paul VI. es ausdrückte, ein dankbar und froh machendes „Zeichen für die immerwährende Jugend der Kirche“.

1) Deutsche Zeitung, 7. November 1975

2) Zitiert nach Dr. A. del Portillo „Das Erbe eines Gründers“, L'Osservatore Romano, 16. Juli 1976

3) Brief an Diognet, Kap. 5, 1-4

4) „Gespräche mit Msgr. Escrivá de Balaguer“, Adamas-Verlag, Köln, 2, 1971, Nr. 27

5) Adamas-Verlag, Köln, 3, 1978, Nr. 470

6) wie 2

7) „Das Erbe eines Gründers“ vgl. 2

8) vgl. J. Pohlschneider, in Deutsche Tagespost, 11. Juli 1975

PROF. DR. LEO SCHEFFCZYK

Determinismus, Vorsehung, Schöpfung

Mit freundlicher Erlaubnis entnommen dem Kapitel „Der christliche Vorsehungsglaube und die Selbstgesetzlichkeit der Welt“, S. 206-233, gekürzt, aus: *Schwerpunkte des Glaubens. Johannes Verlag Einsiedeln 1977.*

Der Determinismus als Welterklärung ist keine ausschließliche Erfindung der Neuzeit, sondern im antiken Mechanismus vorbereitet, da schon Leukipp (ca. 460) feststellte, daß die Natur einen „einzigen Kausalnexus“ darstelle, in dem alles unter der Notwendigkeit stünde, woraufhin das „ganze Weltgeschehen auch quantitativ meßbar“ und „rational durchschaubar“⁽¹⁾ wäre.

Die Moderne hat diesen Universalkausalismus erst zur eigentlichen, an den Naturtatsachen begründeten Klärung und Verschärfung gebracht, am selbstbewußtesten wohl bei Pierre Simon Laplace, nach dem die Gesamtnatur als System zahlloser Atome nach den Gesetzen des Mechanismus zwangsläufig wie ein Uhrwerk ablaufe. B. Bavink hat im Hinblick auf die weltanschaulich-religiösen Auswirkungen dieses lückenlosen Determinismus einmal die treffende Bemerkung gemacht: Wie Giordano Bruno mit seiner These vom unendlichen Raum und von der ewigen Dauer der Welt Gott in dieser Welt wohnungslos gemacht habe, so habe der lückenlose Determinismus Gott nun auch in der Schöpfung arbeitslos gemacht.⁽²⁾ Man kann sich tatsächlich schwer vorstellen, wie in einem lückenlos geschlossenen System das Ansetzen einer transzendenten Kraft verstehbar gemacht werden soll.

Inzwischen ist die geistige Bewegung des lückenlosen innerweltlichen Determinismus weitergegangen und hat heute im Kybernetismus, im Denken nach dem Automatenmodell, eine neuerliche Verschärfung erfahren. Der Automat, als Denkfigur verstanden, verstärkt den Eindruck, daß, wie der sowjetische Mathematiker Kolmogorow einmal sagte, der Mensch mit kybernetischen Begriffen und Relationen das Leben total analysieren und damit auch prognostizieren könne.⁽³⁾ Auch hier wird alles als notwendige Folge einer immanenten Systemkomplexität erklärt, sogar das Entstehen des Bewußtseins.

Es stellt sich aber bald die Frage, ob der naturwissenschaftliche Determinismus seine Fundamentalthese von der lückenlosen Geschlossenheit seines Systems halten kann. Schon Aristoteles hat in Auseinandersetzung mit Demokrit an die Adresse der mechanistischen Atomisten den Vorwurf gerichtet, daß sie es vergessen hätten, die Frage nach dem Ursprung der Bewegung und aller Abläufe in der Welt zu

stellen. Diese Frage nicht zu stellen, was z. B. auch der im ganzen deterministisch ausgerichtete dialektische Materialismus unterläßt, kommt einer zwanghaften Unterbrechung des Denkens gleich, das den von ihm erkannten Wirklichkeitsbereich einfach absolut setzt. Ein deterministisches, pankausalistisches Denken, das nur von der Wirkursächlichkeit herkommt, ist an sich gegenüber dem Moment der Sinnhaftigkeit indifferent; denn alles kausale Geschehen bedeutet das Einwirken einer bestehenden Ursache auf den Zustand eines ebenfalls schon bestehenden Seienden. Dieses Einwirken kann natürlich sinnvoll, aber auch sinnwidrig sein.

In der Kausalrelation liegt also nicht notwendig schon Sinnhaftigkeit eingeschlossen. Wer diese Einsicht nicht anerkennt, muß sich zu der Auffassung bekennen, daß alles Bewirkte und Wirkliche auch immer schon sinnvoll sei. Die Welterklärung kommt also offenbar mit einer bloßen Kausalrelation nicht aus. Die Sinnhaftigkeit in der Welt ist nur unter Bezugnahme auf einen anderen, offenbar teleologischen Faktor zu erklären, der ein rein auf der Wirkursache begründetes System sprengt.

Ein solches System ist durch eine geistige Enge und Verschließung gekennzeichnet; eine Verschließung geistiger Art, die auch einem anthropologischen Tatbestand nicht gerecht wird; denn auf jeden Fall hat der Mensch und haben auch die absoluten Deterministen ihr Leben und Arbeiten niemals absolut deterministisch verstanden. Wenn man dafür ein zeitgemäßes Beispiel braucht, so kann der Hinweis auf die Aporie des dialektischen Materialismus dienlich sein, der einerseits die eherne Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit des Weltprozesses nach den Gesetzen der Dialektik betont, andererseits aber doch die Entscheidung des Menschen für diesen Prozeß und sein Gelingen notwendig macht. Offenbar kann sich der Mensch aber dieser Entscheidung versagen, womit der totale Determinismus schon durchbrochen ist.

Wenn man hier die anlässlich der Diskussion heute häufig auftretende Frage stellt, ob sich der Mensch, der für den Indeterminismus und damit auch für Willensfreiheit plädiert, nicht täuschen könne, so ist zu sagen: Wenn Willensfreiheit nur Schein wäre, dann wäre auch die Unterscheidung von „gut“ und „böse“, die Existenz des Gewissens, das Schuldbewußtsein und die Reue eine Illusion. Die ganze sittliche Existenz des Menschen würde zusammenfallen. Darum kann man Willensfreiheit aus der intellektuellen Anschauung über das Wesen des Menschen als Wirklichkeit erfassen.

Wenn man im Rückblick auf die Thesen des Determinismus deren eigentümlichen Mangel hervorheben will, so darf man auf das entscheidende Fehlen jeder anderen Ursächlichkeit als der allein geltenden Wirkursächlichkeit hinweisen. Das philosophische Denken, dem auch theologische Bedeutung zukommt, wird hier stets die Frage stellen, ob aus Wirkursachen allein die Wirklichkeit in ihrer Ganzheit erklärt werden kann, und ob da nicht auch Finalität und Finalursächlichkeit hinzugehören. Wenn man den Vorsehungsglauben einmal recht abstrakt und philosophisch interpretiert, so darf man ihn als die Einheitsauffassung von Wirkursächlichkeit und Finalität ansprechen, wobei natürlich Kausalität und Finalität mit einem neuen Bedeutungsgehalt ausgestattet werden. Deshalb wird der Vorsehungsglaube dort niemals einen Anhalt und ein Vorverständnis finden, wo in der Weltdeutung die Finalursächlichkeit gänzlich unterdrückt wird.

Nun ist zu sagen, daß das evolutive Denken, durch das